Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Von Kalvarien und Kreuzwegen
Autor: Koch, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574665

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von Kalvarien und Kreuzwegen.

Nachdruck verboten.

Aus einem Wanderbuch. Von Max Koch, Schaffhausen.

Eingang

Aus Träumen, die in Kindertagen
Mich weit entrückten, wenn ich schlief,
Blieb mir an weißes Blumenragen,
An Blütendüfte, windgetragen,
Ein freundliches Erinnern tief.

Die Schleier, bald gehoben, kehrten
Mir nüchternste Gesichter vor;
Sie höhnten ob des Unbewehrten,
Des „Thumben", Lebensungelehrten,
Des Pochenden an Tür und Tor.

Doch das Erinnern jener Nächte
Verfolgte zaubrisch meine Bahn,
Zieht endlich mich, das ungeschwächte,
In seiner Reiche ferne Prächte,
Und heiter geht mein Wandern an.

Verehrte Frau!

In einem Hofe, unweit B., habe ich für heute mein Bett gefunden zu köstlicher Ruhe nach langen Wegen.

Ich kann Ihnen nicht sagen, eine wie unschuldige Freude mich jetzt beseelt, seit ich den Ballast abwerfen gelernt, der meine Fahrt schwerfällig machte. Ich meine, Sie müßten mich aufjauchzen gehört haben, als ich den aufgeputzten Popanz Mode, meinen elenden Steuermann, vom Borde stieß und ihm seine ganze Gefolgschaft von Mätzchen und Frätzchen nachwarf. Kein falscher Imperativ hat mehr Gewalt über mich, und keine Heimwehtränen und kein Tücherschwenken sollen meiner Fahrt den Anker werfen. Wolken und Wellen und unstete Winde, das sind meine unzertrennlichen Gesellen geworden, mit denen mein Kiel tanzt. Wie lange? Ich weiß nicht. Bis es vom Mast schreien wird: „Land! Land!" Freilich, noch dräuen Ungetüme aus der prächtereichen Einöde, und Angst klemmt oft das unruhvolle Herz. Aber ich führe meine scharfen Pfeile: Sie, grausam genug, sich nur für den sieghaften Mann zu interessieren, mich, jung genug, die erworbenen Leiden nicht zu bereuen. Und noch einmal: O könnt ich Ihnen sagen, wie glücklich ich bin, daß ich die Gefangenschaft von Schule und Salon der mächtigen Freiheit von Wald und Wiese zum Opfer gebracht!

Das nächtliche Schweigen reitet aus den Baumstämmen hervor in die Felder. Alle Lande ringsum dehnen sich zur Ruhe. Die Züge des Gebirges jenseits der Ebene sind wie lange, dem Horizonte zugetriebene Wellen, die nun auf einmal auch Ruhe und Stein geworden sind. Der Maler Abend hat sie mit seinen Rätseln umgeben und vor ihnen die Alpen reizlos gemacht, die gegenüber blenden, von viel zu viel Licht überglänzt, als daß sie dem Genießenden nicht zu nah und zu helle wären. Auch liebt das Auge, mehr als das Bein, den Rhythmus und wird, der Felsenwildnis abgewandt, nicht satt, über das melodienhafte Steigen und Sinken jener verhauchten Züge zu wiegen, wie eine Hand, entbrannt, über die Seite des geliebten Leibes... Ich will auch zur Ruhe gehen. Mögen gute Geister, wie Sie um mich sind, so auch um Sie sein!

Verehrte Frau!

Ich werde noch lange hier bleiben; mir ist wohl, die Gegend, wie ich sie wünsche: nicht großartig, Futter für rohen Geschmack, nicht gewaltsam begrenzt, sondern weit wie die Welt, von großer Gelassenheit der Linien, so reich an Ruhe und Beruhigung.

Meine Augen werden satt; für sie wandere ich ja. O, was tun wir alles ihretwegen, Menschen wie Sie und ich, das halbe Leben. Wir malen, wir bilden, ja, wir dichten fürs Auge. Die Lust der Augen hat unsern Vätern blauere Himmel teuer gemacht und sie nach Süden gelockt; jene meergetriebenen fremdfrüchtigen Zweige versprachen ihnen noch nie geschaute Stillung und ließen sie Wasserwüsten verachten. Die ewge Gier der Augen hieß Eva nach dem Apfel langen; sie machte den Menschen erobern seit je. Von ihnen kommt uns soviel Lust und Leid. Sie sind zwei Raubtiere mit ewigem Hunger, Vielfraße, nicht zu sättigen. Wie Tiger kauern und lauern sie aus ihren Höhlen auf Beute. Sie wittern und spüren an Stein und Fleisch, an Berg und Baum, und das lange Gesuchte, endlich Entdeckte ist ihnen köstlicher als das Wehrlose, Unverhüllte. Sie kennen dieses Verschlingen der Augen, die lange entbehrt haben?

Oft breche ich im Schreiben ab und sehe gegen das Fenster, das mit einfachem

Rahmen ein Stück nächtliche Welt wie ein Gemälde umschließt. Von links stößt in den viereckigen, blauschwarzen Raum ein verfallener Turm. Das Mondlicht umspielt ihn, und an seinen Fensterbögen huschen flatternde Schatten. Rechts füllt die untere Hälfte des Bildes der weite See als eine Fläche bleichen Leuchtens, und an seinen Ufern sind die Dorflichter aufgesprungen, fünf oder sechs feurige Finger ins Dunkel schlagend, wie hundert lautlos platzende Granaten. Alles übrige verdeckt die Nacht; nur oben, ganz am Rande, glüht ein erster Stern. Er sieht mir freundlich in die Augen und übergießt sie mit der Reinheit seines süßen Wesens. Meine Blicke fressen davon. Aber zu Zeiten weiß ich nicht, welcher Teil von uns der Genießende und welcher der Genossene ist, das Bild oder ich. Manchmal scheint mir, als käme das Außen heran, mich zu verzehren, als wäre das Auge nur ein Trichter, der den Trank ins Innere schüttet. Oder das Hin- und Widerspiel gleicht einer Werbung. Die Augen suchen, und sobald sich das Gesuchte entdeckt und gewürdigt sieht, strömt es ihnen entgegen, und aus der engen Umschlingung beider wird heftige Freude.

Enthüllung und Heimlichkeit.

Ich ging durch eine Spätsommerwiese, da entdeckte ich sie erst und war ihr doch schon hundertmal vorbeigegangen. Gewohnheit, die bittere Freudenfeindin, macht uns so oft jenem Märchenhelden ähnlich, der einen Rosengarten sucht und dessen umnebelte Augen nicht gewahr werden, daß ihn der Fuß schon lange betritt. Ein Goldkäfer, der über den Weg lief und sich in dem grünen Gewoge verkroch, zog meine Blicke nach, und wie sie darin wühlten, empfand ich seine Offenbarung wie körperlichen Schlag. Da begann auf einmal die Glockenblume lieblich zu läuten. Da richtete Vergißmeinnicht sein erstauntes Blauauge am goldenen Löwenzahn empor, wie die Dreizehnjährige an einem ordenbehangenen hohen Herrn. Da turnte die kecke Winde am Busch und lächelte Kleeköpfchen voll Wehmut der hochmütig-holdseligen Margrite zu, die ihren flatterhaften Kavalier trug und sich von ihm so zart bedrängen ließ wie Ledas Schönheit vom Schwane Juppiter. Und alle diese Wesen sprachen mit mir; denn auch sie haben Seele. So erzählen es die Märchen. Und weil die Märchen es wissen, muß es wohl wahr sein, wenigstens für Kinder und Gläubige.

Ich ging durch einen Hochwald und wanderte zwischen den braunen Säulen, ganz in ihm aufgelöst, wie ein Priester durch sein Heiligtum. Das Weben zog flüsternd durch die Waldweiten und sprach alte Geheimnisse. Woher stammen diese wundergewaltigen, sehnsüchtigen Stimmen? Von Bienenschwärmen, die surrend einen hohlen Baum umtanzen, von Flügeln, die sich schnellsausend durch die Kronen schwingen, von Geisterrufen und -reigen? Ich weiß es nicht, und doch umgeben mich die Laute stets, nirgends ferner, nirgends näher, immer sich gleich überall. Und wie aus ihnen geboren fallen plötzlich, „Kuckuck, kuckuck!", diese erschütternden Rufe der Einsamkeit mit ein, diese Schreie, gepreßt voll Sehnsucht. O, es liegt etwas Schreckliches in ihren Tönen! Sie erinnern an Wasser, das bei Mitternacht unterm Boden in steinerne Stuben rollt. Sie üben über uns eine unsägliche Gewalt, wie alles, das ohne Leidenschaft, gleichsam wie ohne Menschlichkeit an uns vorbeigeht, sie, die immer gleich, ohne Hebung und Senkung, mit einer ungeheuern Verächtlichkeit gegen den Hörer in schrankenloser Selbstfreude nur zu sich selber sprechen. Mit solcher Gelassenheit schauen jene grauenvoll kühlen Sphinxgesichter ins Uferlose, in denen der Aegypter sich vor der tödlichen Gleichgültigkeit seines Geschickes fürchtete, die darzustellen griechischer Anmut versagt bleiben mußte.

Ist es ein in sich selbst verliebter Gott, der also ruft? Und geh ich ihm lauernd und leise nach, so bespricht er sich blitzschnell in die Gestalt des grauen Vogels, der sich träg vom Aste fallen läßt und langsam und höhnisch in der tiefsten dämmernden Einsamkeit versinkt. Bald wirft er wieder seine Rufe durch die Hallen, ferner, sehnsüchtiger, lockender, begleitet von den eintönigen Stimmen tausend dienender Geister, nahe, ewig unnahbar.

Ueber das Wunderbare.

Besteht denn damit das Wunder wirklich nicht mehr, wenn ich vom Samenkorn bis zur Aehre seine Entwicklungsgeschichte

kenne? Spränge diese ohne wahrnehmbare Zwischenstufe aus jenem hervor, so sähe ich nicht ein, weshalb solches Geschehen erstaunlicher sein sollte als jenes allmähliche. Wenn wir daran gewöhnt wären, läge dann diese Erfahrung auch nur ein Kleinstes weniger von der Antwort auf das Rätsel ab, als wenn mir das Mikroskop mitteilt: Das Wachstum beginnt mit einer Zellenansammlung? Wir mögen, immer besser bewehrt, soviel Neues entdecken, wie wir wollen, immer finden wir nur Punkte im Unendlichen, zwischen die, so nahe sie sich auch liegen, ewig ein Nirwana gesetzt sein wird. Erklären können wir eigentlich gar nichts, sondern nur das Bestehende feststellen und seinem Regen Lieblingswege abmerken. Diese Gesetze durch ihresgleichen, ebenfalls wahrgenommene, erklären wollen, ist circulus vitiosus. Immer kommt es auf die Gewohnheit an. Würden die Körper seit Anbeginn statt abwärts gen Himmel fallen, so wäre uns heute nichts natürlicher, und wir würden uns bekreuzen, wenn der erste Stein zur Erde fiele. Alles Leben ist nur gewohntes Wunder.

Jäger des Schönen.

Ein Schönes zu sehen erquickt; aber es bedrückt uns zugleich, wenn wir es nicht besitzen, besonders wenn es rätselhaft schaut, verschleiert, vieldeutig. Was uns reizt, möchten wir nicht bloß mit dem Auge unser heißen, sondern auch mit Hand, Brust, Nase, Ohr. Wir möchten es gar verschlingen wie Fleisch, wenn wir aufs äußerste gereizt sind und zu sehr an seiner Hülle hangen, um uns mit einem Gedicht, einem Abbild begnügen zu können, wie Kleopatra, das arme Tier, das Perlen im Weine löste und trank.

Einen Freund hörte ich sagen: „Man erzählt von Jägern, die sich auf das erlegte Wild stürzen, um sein Blut zu trinken. Halte das nicht für ein Märchen! Ich spürte oft verwandtes Verlangen, wenn ich stundenlang in die rauchende Waldtiefe gelauert hatte und nun plötzlich einen wunderbaren Leib daraus sich lösen sah, der mit unvergleichlicher Anmut über das Laub schnellte. Er jagt davon, er entflieht. Und soll mir dieses reizende Schöne entgehen? Nein, ich muß es haben, wenn nicht lebendig, so lieber tot, und ich lasse die Schüsse rollen. Das scheint dir verkehrt; doch glaube mir, der leidenschaftliche Jäger ist in sein Wild verliebt wie in ein Mädchen. Er ist ein armer Künstler, dem die Gabe des Ausdrucks fehlt. Um ihn zu reizen, braucht es auch Flucht, Ferne, Gefahr der Verlierens, halben Besitz dessen, was man nicht nur mit einem, sondern mit allen Sinnen haben möchte. Aber es ist ihm versagt, sich durch Wort, Laut oder Bild gegen diesen Reiz zu wehren, und er weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er ihn nach Art der Kinder vernichtet. Wenn du unters Fenster trittst und nach den verschleierten Fernen spähst, regt sich dir nicht eine gierige, jägerhafte Sehnsucht nach ihnen? Der See mit seiner grünen Frische, zieht er dich nicht mächtig wie den ‚Fischer' an? Lüstet's deine Hand nicht, ihn zu fassen, den Leib nicht, hineinzutauchen, den Mund nicht, ihn auszutrinken, dein ganzes Wesen nicht, in ihm sich aufzulösen? Und was dich ferne zieht und lockt, du möchtest, daß es klein und faßbar würde, in deinen Händen Platz fände als Gold, als Diamant, als Perlenschnur. Wie wunderbar das klingen und läuten müßte, wenn du es aufschüttend durch die Finger rollen ließest! Dann wünschtest du dir bloß noch untadelige Leiber, um gelbe Ketten von schlanken Hälsen tragen zu lassen oder blaues Licht auf eine weiße Brust zu glühen. Denn ist das nicht der Sinn unseres besten Schenkens, daß wir den Beschenkten als Rahmen fassen um das Geschenk?"

Tänzerin.

Es muß in jeder Sprache Worte geben, die ihre Bedeutung und damit Melodie und Betonung geändert haben, ohne daß wir es wahrgenommen hätten. So das Wort Arbeit. Es wird gewiß einer kommenden Zeit wieder etwas Harmloseres bedeuten als heute, wo es doloroso vorgetragen sein will, solange wir vor der Unternehmung stehen, grandioso aber, mit einer Art von sauerm Pathos maestoso, wenn wir diese hinter uns haben. Freilich, man wird gerne feierlich, wenn man von Ueberwindung spricht. Denn was haben wir nicht alles aus der Arbeit gemacht, eine Magd, eine Sklavin im Dienste eines Geizes, gegen den sie sich meist sträubt, weil er ihr unnatürlich ist.

Alle Tätigkeit aber, die nicht erhebt, macht häßlich. Birgt nicht auch jenes „Arbeiten und nicht verzweifeln" eine Gefahr, als ob es gleichgültig wäre, was wir arbeiten, wenn wir nur arbeiten? Bedeutet das nicht soviel wie: Arbeiten, um nicht zu verzweifeln, einen Uebereifer der Tat, in dem diese Adel und Sinn verloren hat, ein Opinat für Kranke, einen verzweifelten Imperativ? Unsere Arbeit sei Pflicht. Schönes Wort, wo du Glauben an eine Berufung bist, schrankenlose Hingabe an einen Eigensinn, häßliches Gespenst, wo du Tribut meinst, zu zahlen einem selbstpeinigenden Zwange. Es liegt viel weniger Verdienst in der Arbeit und viel mehr. Nämlich dann, wenn sie uns das Kind einer freundlichen Leidenschaft ist (und wär's auch nur der zum Seiltanzen), Freundin zugleich und Helferin, ihr die Wege zu bereiten. Denn beide sind nur durcheinander schön.

Eine angenehme Erinnerung bewegt mich zu diesen Worten.

Auf nächtlichen Wegen kam ich gestern ins Dorf und fand es belebter als gewöhnlich. Eine jener kleinen Aufregungen hielt es in Atem, wie sie in unserm glückhaften Winkel noch hervorgerufen werden können durch ein so unbedeutendes Ereignis wie die Veranstaltungen einer Seiltänzertruppe. Auf dem Platze standen viele Leute. Die Vorstellung ging dem Ende zu. Eben beharrte die Drehorgel eigensinnig auf ein paar schreienden Mißakkorden, und die Bretter trugen das Schlußbild der Pantomime, in dem ein weißer Clown Grün-Colombinchen umarmte, während ein schwarzer Alter vor ihnen drollig die Hände rang. In der flackernden Beleuchtung flammten die drei Farben wechselweise bald auf, bald erloschen sie; nun verwirrten sie sich schön und verschwanden hinter der Bühne. Ein herrischer Mann betrat sie und verkündete, daß Signorina Panadelli unter großem Brillantfeuerwerk den „Todespfad" beschreiten werde. Das Seil war sehr hoch gespannt und verlor sich stellenweise in der Nacht. Man drängte auseinander, schimpfte, brauchte Ellbogen, denn schon setzten Colombines kecke Füße zum engen Wege an, wippten prüfend, begannen zu laufen. Sie liebkosten die Schnur. An den verdunkelten Stellen war's, als trügen wesenlose Hände die Unverzagte, wie einst das Meer den gläubigen Petrus. Umblitzt von Flitterglas verwarf sie Arme und Beine, anmutig und feurig zugleich, schnell empor, legte sich nieder, schwenkte bunte Schirme, spielte Ball und brachte so einen Kranz gefälliger Huldigungen dar, kleine Opfer dem liebenswürdigen Gotte ihrer Kunst, von dem sie sich den Freibrief unterschrieben wußte. Und nun schlugen Schüsse drein und pfiffen Raketen, Schwärmer zischten, und Colombine lachte, die Leute klatschten, und die Fackeln erloschen, und die Menge verlief sich wie Wasser nach einem Platzregen.

Anmutige Tänzerin, wo wirst du morgen sein? Auf Wegen nach der böhmischen Grenze, auf Wegen nach der Schweiz? Du wirst nichts zurücklassen als vielleicht eine schnell vergehende Mädchensehnsucht. Vielleicht auch zimmern sich nach Feierabend Kinder ein unsicheres Gerüst auf, spielen Clown und Colombine, bis eines fällt, sich die Nase blutig schlägt, die zornige Alte kommt und die Entzauberten wieder an Schiefertafel und Griffel jagt. Doch meinem Gedächtnis, Freundliche, hast du ein treues Bild dir eingezeichnet, das, immer frisch, mich die Entschwundene besitzen läßt. Auch die Sehnsucht soll es mir nicht trüben, die dich um den Flug deines luftigen Gewerbes beneidet, das von dir verlangt, was kein anderes: den Vorzug vor dem Leben. Denn, schöne Tänzerin, darin eine Meisterin geworden, wieviel gerechter mußt du deinem Schöpfer sein als mißvergnügte Könige! Ach, lehr mich deinen Eigensinn, die große Opferfähigkeit, die über das Leben dessen Sinn stellt, daß auch sie mir die Arbeit meistere, so beherzt und beherrscht, o glückliche Tänzerin, und so heiter wie dir!

Fest.

Am Sonntag gehe ich gerne zur Ruine hinüber und warte dort auf die neunte Morgenstunde. Die Sonne hat schon lange die Wälder überstiegen und alle Lande hell gemacht. Nun betrachte ich jedes Gefällige in Ruhe. Ueber den See tief drunten laufen Wellenzüge, die, nicht durch Winde aufgeworfen, von einer Stelle sich gleichförmig ergehen. Es sind die Geistergrüße aus der Tiefe. Sie

schwimmen eilig auseinander und befeuchten das Ufer unter freundlichem Geräusch, das sich die Hänge hinaufschwingt und immer schwächer werdend weiterdringt, bis es endlich im Waldesrauschen untergeht. Weiße Straßen und Sträßchen teilen das Land in viele Flicken von Braun, Grün und Gelb. Nach dem Wanderer, der einsam dort seinen Feldweg geht, fliegt all mein Reisesegen; denn ich bin ihm schon darum gut, weil er heute lebt. Hier und da zwischen den Matten sitzt ein Haus, bald auch mit einem oder mehrern zusammen, und wo vier Wege sich treffen, drängen sie sich enge ineinander zu einem Dorf. Jetzt wird dieses ein buntes Bewegen an sich ziehen; denn neun zitternde Schläge schwingen über den See, friedlich verfolgt von den Wellen einer ersten Glocke, einer zweiten, vieler. Von Dorf zu Dorf pflanzt sich der frohe Schall, alle die Stimmen schlagen zusammen zu einem starken Jubel, der Berg und Tal durchdringt und stürmisch mit meinem entzückten Mute spielt. Sie rufen überallhin und locken aus den fernsten Höfen Gestalten, die, sich mit andern vereinigend, durch die festliche Erde dem Dorf zugehen. Kinder mit weißen Röcken, Kerzen in Händen und Kränzen im Haar gleiten, liebliche Waldgeister, aus dem Forste hervor in die Ebene. Trunken von den Tönen und ganz in ihrer Gewalt, über duftreichen Wiesen von ihnen aufgefangen und mitgerissen, taumelt ein Falter auf den warmen Winden daher, jäh und unregelmäßig sich wendend und schlagend, wie ein farbiges Blatt, in einem Zaubergarten von herbstlichem Aste gefallen, das nun ein spielender Zephyr lustig vor sich her spuckt, oder wie eine Lamelle blaue Farbe, zu der sich an einer blauesten Stelle die reine Luft verdichtet. Und im Pferche wiehern die Stuten; die Bäume wehen, und eine Lerche jauchzt den überglänzten Himmel an... O, so schön!

Wie das Stück begonnen, so endet es. Das Läuten verliert an Stärke, wird schwach, bis noch ein letzter Schlag geschwommen kommt, der das Ganze beschließt. Wege und Wiesen sind leer geworden; das Fest beginnt. Die Geräusche, die noch in die Stille fallen, stören keine Andacht. Der unbesorgte Hämmerer Specht, der pfeilschnelle Sperber mit gierigem Schrei sind ihrer Schöpferin nicht widerwärtig, die es liebt, daß ihr jedes Wesen auf seine Weise diene.

Zuviel Licht!

Die Sonne brennt so sommerhell, daß es das Auge schmerzt und es nach den Schatten des Abends und der Nacht verlangt. In ihnen will es aufgehen, in ihnen sich erheben. Es fühlt die wilde Helle des Tages wie Striche wider das Haar und, was die harte Kraft der Sonne hervordrängt, als übermäßig wichtig gemacht. Es verehrt den Mond, und dessen bezähmtes Feuer ist ihm Heim und Hort. Abend, Nacht und Morgen sind seine Freunde; aber ein Sommertag macht es ratlos zwischen elf und vier. Alles, was ich jetzt tue, scheint mir aus Verlegenheit zu geschehen, um seine Sehnsucht vergessen zu machen. Nur die blauen Schatten ferner Berge werden ihm Arznei. Doch die herbstliche Sonne steigt bald hinab. Die Wärme läßt nach. Der dünne Schatten eines Zweiges rückt langsam hinter der Hausecke hervor. Er bringt mir meine Freude; er ist ein Bote des Abends. Jetzt haucht schon der Befreier aus den Waldwipfeln hervor und neigt sich gelassen gegen das Dorf. Sein Zauberwort beschwichtigt das Geschrei und Durcheinander der Dinge; vor dem großen Herrn beugt sich ein jedes und tritt bescheiden in ihn zurück, der alles mit seinem großen Atemzuge auftrinkt. Und die fremdesten gleichen sich eines Gesichts! O, wie ich nun an dieser Erde hange, an ihrer Farbe und einen Form! Ist sie nicht zu meinem Dienste? Sie will meine Freude durch Reiz oder Eindruck und bezaubert mich mit ihrer schönen Gewalt, daß sich die Augen hinter einem Vorhang von Tränen schützen müssen. Genug! Nun ist mir Wiese was Rosenbusch, ein Bruder, eine Geliebte, die sich an mich drängt, sobald mein Blick sie heischt. Ich bin in körperlicher Berührung mit den Dingen, mag auch die Hand, plump genug, nach ihnen greifen und dann glauben, sie seien fern; das Auge, scharf und fein, fühlt sich von ihnen verküßt. Nun ist mir Kuh was Hirte, eine dunkelfarbige Wolke, die auf Schwarzgrün hingleitet, sich mit andern mischt, wieder löst und ruhig weiterfährt.

Marienbild.

Unfern dem kunstlosen Holzbild einer knieenden Jungfrau suchte ich auf der Höhe am Waldrande Schutz. Im nachtverdeckten Tale pfauchte und knurrte der lauernde Sturm. Schwere Tropfen klopften schon auf das tönende Laubdach oder bohrten sich schräg in den Straßenstaub mit dem brodelnden Geräusch von Milch, die in Mehl stürzt. Totenruhe folgte. Ein Käuzlein jammerte. Da duckte es sich drunten zum Sprung. Auf einmal prallten die Bäume entsetzt zurück, unregelmäßig schossen fast wagrecht windgeschleuderte Wasserlagen in die grüne Wand, dumpf krachend brachen im Zusammenstoßen die geblähten Wolken auf und verschütteten, die Adern geborsten, einen klatschenden, schäumenden, spritzenden Wirbel. Und der kreischende Wind, ein toller Tänzer, schlang sich in ihn zu grausiger Verrenkung. Feuer funkte in das riesenhafte Taumeln der Stämme, Getöse scholl durch den bebenden Wald; unablässig peitschten nun schimmernde Ruten den Boden und schmetterte Donner, nicht zu ermüden, die dröhnende Stirn gegen Eichen und Felswände. Mit Knarren und Girren begann eine nahe Tanne die Wurzeln aus dem Boden zu ziehen, widerstand noch kurz, ächzte und lehnte dann schreiend die besiegte Kraft in die stützenden Arme der Schwestern zurück. Der Mond schwamm in wahnsinniger Eile gegen die schwarzen Wogen, bald war er von ihnen begraben, bald durchflammte er sich durchdrückend ihre formlosen Bäuche, starrte graß einen Augenblick auf die zerwühlte Erde und ging dann wieder unter im brüllenden Nebelzorn. Breite Wasserzungen leckten die Straße. Der Talbach tobte, von neuen Säften geschwellt. Auch das betende Bild schwankte auf erschüttertem Pfahl. Grimmig hatte sich der Sturm hineinverbissen, zerrte und riß am Gehäuse, das die arme Frau vor Ungemach schützen sollte, bis es knackend nachgab, herabstürzte und aufschlagend in Stücke fuhr, die der Wütige mit Fußtritten jauchzend auseinandertrieb. Aber seine eigene Hast erlöste uns schnell von ihm. Unaufhaltsam förderte er die stürmenden Schritte. Fern und ferner scholl der niederbrechende Lärm im Unterholz, und bald verhallte auch sein rollendes Lied in weit abgelegenen, brummenden Schluchten. Ein ruhiger Regen baute die kristallenen Säulchen zwischen Himmel und Erde, und die wieder aufgerichteten Bäume ließen ohne Regung die rauschende Fülle auf sich niederfließen.

Wie im wildesten Aufruhr, so war die Beterin noch jetzt ganz Inbrunst. Die Tränen liefen ihr über das sanfte Gesicht und sammelten sich am Boden zu einer Lache. Und doch, trotz Schmerz, umspielte fast heitere Demut ihre geduldige Andacht. Weiter und weiter hatte sich ein Mitleid in mir gedehnt und war zu einem unsagbaren Verlangen emporgewachsen, diesen frierenden, bedrängten Leib zu erwärmen, ihn zu schützen und bis auf den Tod zu verteidigen gegen irgendeinen Feind, der ihn wieder bedrohen sollte und den ich nicht sah. Aber da trat der Mond auf klares Feld und streifte die Erde mit goldenem Kuß. Tausend glänzende Finger rührte er, die Aecker und Wiesen reich machten und jedes Blatt mit blitzenden Steinen behängten. Sie wanden sich eilig am Pfahle auf, häkelten ins Gewand der frommen Frau, umfuhren ihren Nacken und legten ihr eine schimmernde Gloriole auf das gesenkte Haupt, das mehr und mehr zu leuchten begann. Und die Engel kamen an die Himmelsfenster, einer nach dem andern das freundliche Auge öffnend, und feierten freudefunkelnd die zaubervolle Erhebung mit. Keine Königin wird, mag sie Welten gebieten, so schöne Krönung je erleben.

Lieber Freund!

Ein Unglück, größer als das schon geschehene, wurde gestern mit Not abgewendet. Der Bach, der durch B. fließt, brach, vom Regen angeschwollen, seinen Damm und hauste arg in den Kulturen. Die Sturmglocken riefen um Hilfe; was Beine hatte, lief. Als wir nach Stunden harter Arbeit des unwilligen Elementes Herr geworden und ich das Wasser wieder gebändigt und schön geregelt sah, beschlich mich ein Mitleid. Ich fühlte sein wildes Gefallen nach und verglich es natürlichem Drange, der, unnatürlich beschränkt, sich gegen seine Bande stemmt und sie zerrissen hat. Weil ich aber mein Mitleid nicht mit Dir teilen kann, so will ich doch, alte Fäden anknüpfend, das neu erwachte

bei der Kehrseite aller Freundschaft vor Dir verteidigen.

Ist nicht in uns ein ähnlicher Zwiespalt mächtig zwischen einem Verlangenden und einem Verbietenden, einem Hungrigen und einem sehr Geizigen? Die anerzogene Moral steht wider die angeborene Leidenschaft, als die sich Natur im Menschen äußert. Sie will ihren Widersacher dämmen, hemmen, hat also kein positives Ziel (weshalb auch die meisten Menschen gut, weil sie nicht böse sind), ist freudelos und ihnen drum aufs tiefste widerwärtig. Sie gleicht einem Sieb, das alle Wollungen zu durchgehen haben und das, zu engmaschig, erstickend wirkt. Sie ist ein bitterer Zensor. Breit steht sie da wie ein Torwächter, der in die Stadt nur einläßt, was deren guten Frieden nicht gefährden kann, während er allem Fremden mißtrauisch wehrt. Wieviel Abgefeimtheit, Unehrlichkeit lernten da diese vertriebenen, landflüchtigen Gesellen, wieviele falsche, klingende Namen, um vermummt dennoch zu passieren! Auch haben sie sich immer wieder zusammengerottet und unwiderstehlich eingeschlagene Tore gestürmt. Denn die Natur hat sich noch nie Gewalt antun lassen, sondern ihren Unterdrückern nach einer Zeit höhnischer Scheinheiligkeit mit Revolution oder Renaissance geantwortet.

Aber Du möchtest, daß Moral der Kunst, deren Blut die Leidenschaften sind, ihr Anstand und Würde zu verleihen, die Wege weise.

Darauf zum ersten: Wir haben keine Moral, weil wir mehr als eine haben. Anders: Was ist sie denn, wenn nicht ein Uebereinkommen Gleichinteressierter über das ihnen Schädliche? Freilich haftet ihr noch der Ruhm der ersten Tage an, da sie als Begeisterung geboren wurde, als mächtiger Aufschwung, dem bestimmt schien, die Völker zu einen. Aber wie ist doch heute ihre Glut so kühl und kalt geworden! Einst handelnd, fing sie, der Spornen, der Imperative bedürftig geworden, von mehr und mehr „Du sollst" zu reden an, und nicht lange, so machte sie sich mit dem „nicht" recht eigentlich den Garaus. Nun, da sie ausgewirtschaftet hat, erobert sie nicht mehr, sie verteidigt nur. Zwar scheint sie auch so noch ihrer hohen Aufgabe treu, indem sie Menschen unter einen Willen schickt; doch verkehrt sich ihre Tugend sofort wieder ins Gegenteil, die Entwicklung nach dem Großen zersetzend. Denn ihre Bildungen geschehen mit negativem Willen zum Schutze. Sie sind keine Freundschaften aus Zuneigung, sondern Truste aus Furcht. Sie sind Massenübereinkommen, von den einzelnen nur als Bedrohte, d. h. mit ihrer Schwäche eingegangen und von ihnen benützt wie ein Schild: zur Deckung des angreifenden Einzelwillens. Mit ihm streben sie nicht auf das Ganze, sondern auf sich als Teil des Ganzen. Denn dieses ist ihnen insofern wieder hinderlich, als es seinen Schutz nur gegen ein Opfer persönlicher Freiheit verkauft. (Die Nürnberger Zünfte z. B. verboten ihren Mitgliedern das Erfinden). So will jedes Glied seine Gemeinschaft erhalten, wo sie ihm nützt; es strebt ihr entgegen, wo es durch sie gehemmt wird. Diese selbst verhält sich zu einer mächtigeren, an der sie wieder teilhat, so die Zunft am Stadtwesen, wie das Element ihres Bestandes zu ihr: als feindseliger Freund, als freundschaftlicher Feind. Die Zahl solcher Bündnisse ist Legion, und wieder ordnet sie der Maßstab ihrer Interessen zu- oder gegeneinander. Denn die Leidenschaften sind unvernünftig, Eigensucht ist ihr eigentlicher Ausdruck. Gegen sie besteht die Wissenschaft von den gebremsten und den zu bremsenden Einzelwillen, die Rechtsgelehrsamkeit, die da verbietende Tafeln errichten macht, wo jene das Mehrheitsinteresse kreuzen, welche Schnittpunkte, verbunden, die Physiognomie des Gesetzes umschreiben. Wenn also, bald geheim, bald offenbar, jede Privatmoral einer alle Menschen umfassenden widersteht, wie den Weg zu einer solchen finden? Fühlt sich nicht aus dem Egoismus vieler der einzelne seinen besondern mit Recht wieder hergeleitet? Wo ist da ein Absehen, wenn ich gut heiße, was mir nützt, schlecht, was mir schadet, der Nachbar, auf sich bezogen, ebenso denkt und gleicherweise jede Vereinigung ihren eigenen Maßstab braucht bis hinauf zu der mächtigsten, dem Staat? Seinem Feinde gegenüber verdient das Töten Lob. Alle aber, auch das Gesetz, verwerfen es. Jeder denkt anders als Mensch, anders als Bür-

ger, und einer von beiden muß der Enttäuschte sein.

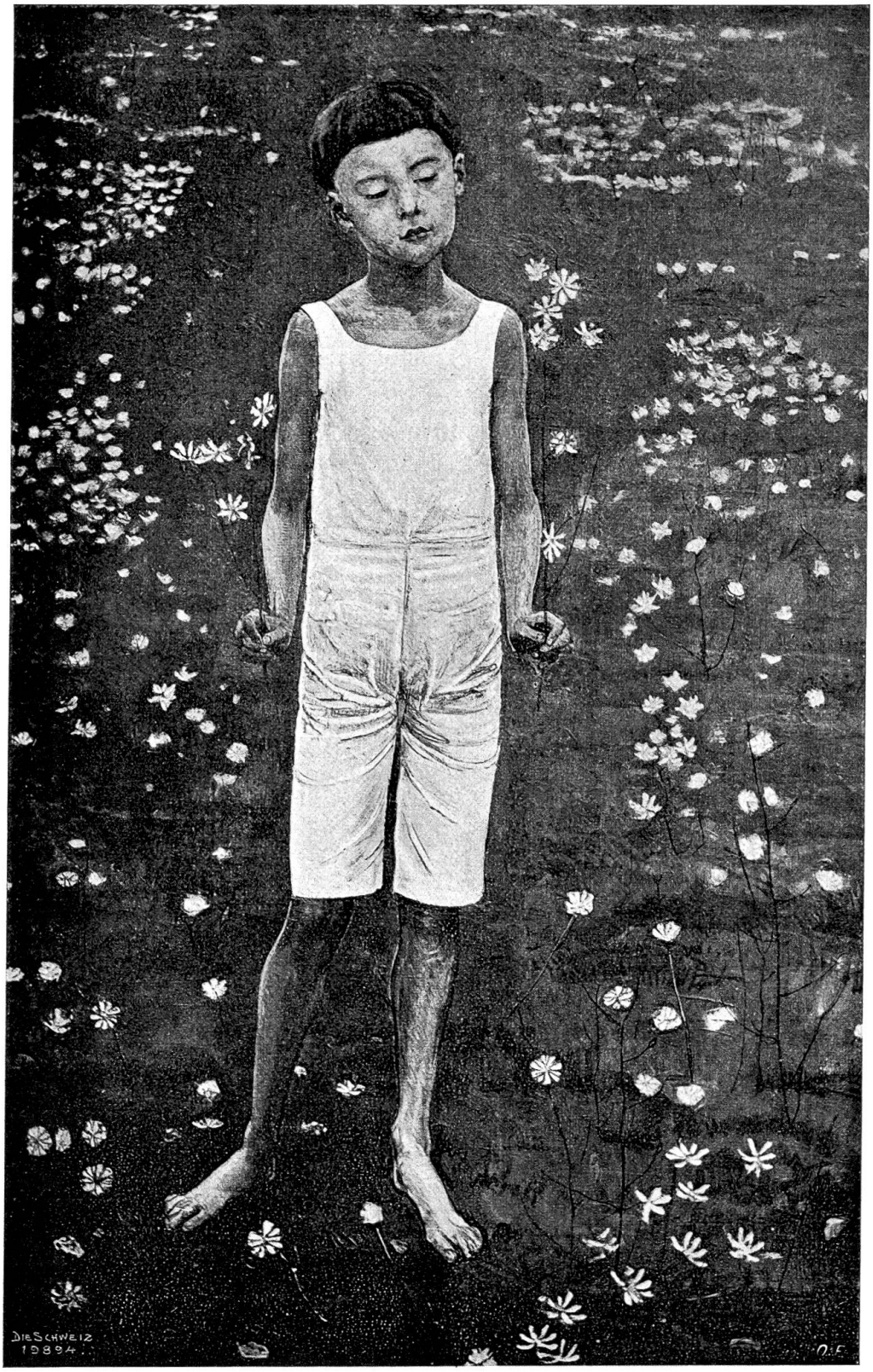
Also radikal werden? Nach Art der Asketen alle Ansprüche auf die umstrittenen Güter der Welt verneinen, diese selbst zu hassen sich anstrengen? O schmerzenvolle Schildbürgerei! Glichen wir dann nicht einem, der einen Haß gegen die Erde gefaßt hat und diese nun vernichten will, indem er, mit beiden Füßen auf ihr stehend, sie fortzugraben unternimmt? Oder die breite Straße wählen und die Leidenschaften frei erklären? Wahn! Beide Ausflüchte enden denselben das eine Mal vorwärts, das andere Mal rückwärts beschrittenen Weg. Denn eben die entfesselten Leidenschaften müssen sich durch die Moral, ihre notwendige Folge, wieder binden. Ist diese eine engste und behauptet sich bedingungslose Eigennützigkeit, so begibt sie sich sofort des Rechtes, jenen dem Nachbar zu bestreiten. Weitet sie sich und schließt Bündnisse, so geht sie diese mit Hintansetzung der Passiven in dem Sinne ein: zusammen mit einem zweiten, einem dritten, beiden hinderlichen, das antun, was beide sich gegenseitig anzutun verbieten. Immer erwirbt sich die Eigensucht eine Freiheit unter Aufopferung einer Freiheit. Sie selbst vernichtet ihre Anarchie. Sie gleicht dem Bergbach, der, je reißender sein Lauf, nur desto schneller sich ein Bett, eine Schranke gräbt. Sie schafft sich Raum und bindet sich zugleich, fortschreitend weicht sie zurück, schöpfend zerstört sie, schüttet ewig in ein Danaidenfaß.

Also rate ich zu diesem Selbstmord, daß ein jeder, sich selbst bemitleidend, die Weltordnung verklagt, weil er nicht der einzige ist im unbeschränkten Genusse seiner Freiheit, die ihm von allen Seiten durch Nachbarn verkürzt wird? Oder empfehle ich einen Saltomortale mit etwa folgenden Worten: Es ist närrisch, gegen eine Mauer zu rennen, die man unerschütterlich weiß? Werden wir doch größere, viel größere Egoisten! Tun wir uns doch ein solches Leben nicht zuleide! Warum sich nicht ins ewig Feste schicken, mehr noch, daran glauben, das Nichtzuändernde zu einem Gewollten machen, es ergreifen als Axiom, das uns über alles wertvoll ist, weil das gesunde Leben seiner bedarf? Woraus dann zu folgern wäre, daß wir für die Gesellschaft geboren sind und uns gegenseitig zu lieben haben.

Glücklich der, dessen Glaube dieser ist! Aber wie? Hinkt denn Glaube der Klugheit nach? Bringen ihn Erwägungen des Verstandes bei? Muß er nicht vielmehr als Grund in jedes Menschen Wesen gelegt sein, der sich nicht kennt, so wenig wie das Auge sich sieht, wenn er gleich immer tätig ist als der versteckte Dichter unseres Lebens? Mag ihn der Verstand betrachten und ihm Eigenschaften abmerken — macht er ihn deswegen? Macht denn der Spiegel erst den Gegenstand des Bildes? Hat Glaube nötig, sich erst zu erkennen und seinen Stammbaum nachzuweisen, um nachher mit gutem Gewissen von der Ueberzeugung zu reden, daß er gesetzlich existiere? Er nicht, wohl aber sein wissenschaftlicher Doppelgänger, der verstandgezeugte Homunculus. Denn nicht ein Willensakt zeugt ihn. Von Anfang an wirft er sich, ein schon bestimmtes Drängen, an das, was ihm selbstverständlich und deshalb über Hin- und Widerrede.

Und zum zweiten: Glaube ist das Herz der Kunst. Sie ist keine Handlung, die etwas bezweckt, sondern ein Wachstum. Sie gleicht der Natur, deren Bestimmung in ihrem Grunde liegt und deren Sinn der in jedem Augenblick beschrittene Weg ist. Alle drei wollen nicht, sie müssen. Laß immer Zerklärer eröffnen, ein vollendetes Werk hülle diesen oder jenen vorgefaßten Willen ein! Ein Ziel sich vorschreiben, hieße aber die Kunst am Ende beginnen, erst Früchte zeitigen, dann fruchttragender Baum werden. Freilich hält sich die Kunst an gewisse Bahnen; aber sie sind ihr nicht bewußt, und was wir ihre Gesetze nennen, sind nur ihre durch den Verstand wahrgenommenen, schon getanen Schritte, aus denen er ihre Neigungen heraus- und zu einem Schulsystem zusammenlesen mag. Dann hat sie Forderungen erfüllt, aber unschuldig, nicht mit Absicht. Denn keine Bitte, kein Zwang, keine Ueberlegung können die Kunst kommandieren. Sie gleicht dem edeln Kristall, den keine Gewalt in Form preßt, der sich aber von selbst mit jener streng umschließt, zu der ihn angeborene Neigung innig drängt.

(Schluß folgt).



Ferdinand Hodler.

Anbetung, 1893.
Eigentum der Gottfried Keller-Stiftung,
deponiert im Kunsthaus Zürich.